Frl. Gustav Matt, Vertreter, Bleichestr. 6, Zug

Nr. 77 Vaduz-Mels, Samstag 25. September 1920 7. Jahrgang

Bezugspreis:
Inland: Jährl. 9 Fr., ½jährl. 4.50 Fr., ¼jährl. 2.50
Schweiz: Jährl. 10 Fr., ½jährl. 5.30, ¼jährl. 2.80
— Postamtlich bestellt 20 Rp. Zuschlag. —
Oesterreich und Deutschland:
Jährl. Fr. 13.—, ½jährl. Fr. 6.80, ¼jährl. 3.50
Uebr. Ausland: 15 Fr., ½jährl. 7.80, ¼jährl. 4.—

Oberrheinische Nachrichten

Anzeiger für Liechtenstein und Umgebung.

Erscheint jeden **Mittwoch und Samstag in Vaduz**

Anzeigenpreis:
Inland: Die einspaltige Colonelzeile 15 Rappen.
Oesterreich: Die einspaltige Colonelzeile 20 Rappen
Deutschland: Die einspaltige Colonelzeile 20 Rappen
Schweiz u. übriges Ausland: 1spaltige Zeile 20 Rp.
— Reklamen das Doppelte. —

Abonnements nehmen entgegen im Inland: Die Zeitungsboten und die Redaktion in Vaduz (Postfach); in der Schweiz und im übrigen Auslande: Die Buchdruckerei A.-G. in Mels, die Poststellen und Verwaltung. **Inserate** nehmen die Redaktion, die Verwaltung, die Zeitungsträger und die Buchdruckerei entgegen u. müssen **spätestens je vormittags** eingehen. — **Einsendungen** sind frühzeitig an die Redaktion zu senden. Schriftlichen Anfragen **Frankomarke** beilegen **Anonymes** wird nicht berücksichtigt. — **Verwaltung** der „Oberrheinische Nachrichten" und des „Liechtensteiner Unterländer" in Vaduz. — **Druck und Expedition:** Sarganserl. Buchdruckerei A.-G., Mels (Telefon 55.

Landwirtschaftliche Eindrücke aus Liechtenstein.

Jüngstens war es uns vergönnt, mit zwei landwirtschaftlichen Freunden in zweitägiger Tour das Ländchen Liechtenstein zu durchwandern. Wir schauten die Naturschönheiten, studierten die Schlösser Gutenberg und Vaduz, vor allem aber Land und Leute des Tales.

Der Liechtensteiner ist leicht beweglich, helläugig und geschickt. Er ist ein fleißiger Mensch, solide und einfach in Sitten und Gebräuchen. An Geld ist er heute arm. Die Krone ist in ihrem Kaufwert derart gesunken, daß sie der praktische Liechtensteiner außer Kurs gesetzt hat. Er verkehrt nur noch in Franken. Zu dieser für sein Wirtschaftsleben grundlegenden Maßnahme hat es nicht einmal der staatlichen Regelung bedurft. Der Bauer sagte einfach: „Ich verkaufe nur gegen Franken" und der Handwerker erwiderte: „Und ich schaffe nicht mehr für Kronen."

Auf dem Papier gilt daher die papierene Krone, im Handel aber der silberne Franken. Seit 1. September besteht nun die Frankenwährung zu Recht. Das ist praktische Liechtensteiner Arbeit. Sie bedeutete allerdings Verzicht auf bisherigen Geldreichtum, aber günstigere Perspektiven für die Zukunft. Der Liechtensteiner ist gewillt, vorwärts zu schauen und nicht einer trostlosen Vergangenheit nachzusehen. Die Katastrophe, die in Oesterreich kommen muß, hat er bereits hinter sich. Sein Mißmut ist verschwunden. Heute sieht er nicht mehr Schwarz in Schwarz, sondern klare Erfolge seiner werktätigen Arbeit. Wir waren von diesem gesunden und starken Optimismus höchst angenehm berührt. Aufgefallen ist uns speziell auch das dortige Verständnis der Bauernführer für die Förderung der Land- und Forstwirtschaft. Sie haben das Wesen der Organisation erfaßt, wünschen bei unserm Genossenschaftsverbande Mitglied zu werden und beabsichtigen, Viehzuchtgenossenschaften zu gründen. Auch eine landwirtschaftliche Schule im gleichen Konviktgebäude mit der Realschule soll dereinst erstehen. Vorerst prüft man mit Recht die Frage der Anstellung eines landwirtschaftlichen Wanderlehrers. Diesen starken Geist zu verspüren, tut einem, der ausschließlich in der Förderung der Landwirtschaft tätig ist, außerordentlich wohl.

Man glaube ja nicht, daß er bei uns lebendiger sei. Wenn wohl viele unserer Organisationen eine tatenfrohe Initiative zeigen, so herrscht doch andernorts wiederum Stillstand. Stillstand aber bedeutet Rückschritt.

Das Ländchen selbst ist ein Paradies. Größere Gebiete allerdings bedürfen noch der Melioration. Zu wenig bekannt ist die intensive Güllewirtschaft. Doch die Felder haben uns gefreut. Prächtige, gut bearbeitete Mais-, Kartoffel- und Gemüseäcker sind zu sehen. Das Maiskorn ist dem Liechtensteiner noch mehr, als dem Italiener der Reis. In Mischung mit etwas Weizen backt er aus ihm ein vorzüglich schmeckendes Brot. Maisbrei, Maisschnitten und speziell „Ribel" stehen bei ihm mit Recht in hohen Ehren. Erfreulicherweise sieht es der Liechtensteiner ein, daß auch fürderhin gepflanzt werden muß, wenn gegessen werden will. Anerkennenswerte Bestrebungen sind auf dem Gebiete des Obstbaues ersichtlich. Schaan hat einen Obstbauverein gegründet. Junge Bäume werden gesetzt und die Arbeit mit Geschick ausgeführt. Glücklicherweise hat man beizeiten der Saatenfrage großes Interesse geschenkt. Bei diesem zielsicheren Vorgehen ist zu hoffen, daß dem Ländchen in nicht allzu langen Jahren ein schöner Erfolg aus dessen Obstbau erwachsen wird. Die Baumpflege läßt allerdings noch zu wünschen übrig. Die Liechtensteiner lassen nun aber Kurse abhalten. Meister Gasenzer von Buchs und die Ehemaligen im Ländchen sind rührig am Werke.

Der Weinbau ist vieler Liechtensteiner Lieblingskind. Sie pflegen es mit besonderem Verständnis. Das schöne Vaduz ist ganz vom Reblaub umrankt. Bis zu den Türschwellen hat sich der Rebstock vorgedrängt. Im untern Gau sind uns die hübsch aufgeputzten Häuser angenehm aufgefallen. Von ihnen sprechen wir ein andermal. Sie geben uns eine weise Lehre.

Unsere Liechtensteiner haben uns in freundlicher Weise auch in mehrere Viehstallungen geführt. Mit lebhaftem Interesse studierten wir den dortigen Schlag. Sein Ursprung liegt ennet dem Rhein. Manch eine Braune mit rassigem Typ, gesunden Gliedern und starkem Fundament hat in der Jugend in Grabs oder Wartau geweidet. Im allgemeinen ist die Habe eher leicht, speziell güstig, etwas feinknochig, noch nicht sicher in den Farben, aber ordentlich milchig. Die Stierhalterei ist noch zu wenig organisiert. Von den männlichen Zeugern aus muß eine Verbesserung angebahnt werden. Die festgeschlossene Genossenschaft soll die heutige Herdebuchgesellschaft ablösen. Ein Blick in die Herdebücher hat uns allerdings gezeigt, daß auch früher tapfer gearbeitet wurde. Das ganze Gebiet des Blutaufbaues bedeutet hingegen noch jungfräuliches Gebiet. Stiere von altem, starkem Geblüte mit Rasse und Masse in richtiger Linienzucht verwendet, werden hier Wunder wirken.

Alles in allem, die Tour war schön, denn der Geist ist's, der lebendig macht, und dieser lebt, grünt und blüht im Ländchen Liechtenstein. Er wird goldene Früchte zeitigen.

„St. Galler Bauer".

Die Verluste der Viehseuche.

In Schweizer Blättern lesen wir:

Die Maul- und Klauenseuche wütet nun das dritte Jahr schon in unserm Lande. Ihren bösen Siegeszug begann sie zu Anfang des Jahres 1918 im Engadin, setzte ihn dann im Tessin fort, um 1919 nach der Westschweiz überzuspringen und hauptsächlich die Kantone Bern und Freiburg zu schädigen. Im laufenden Jahr breitet sie sich in zunehmendem Maße in der ganzen Schweiz aus und respektiert weder Kantonsgrenzen noch Seuchenpolizeivorschriften und Seuchenpolizei. Welch enormen Schaden sie unserer Land- und Volkswirtschaft zufügt, läßt sich annähernd berechnen, wenn man die Zahl der Neuerkrankungen und der Schlachtungsfälle nach den eidgenössischen Viehseuchenbulletins der Jahre 1918 bis 1920 zusammenzählt.

Darnach befiel die Seuche im Jahre 1918 4050 Stück Rindvieh; 1212 Stück davon wurden abgeschlachtet. Im Jahre 1919 stieg die Zahl der verseuchten Tiere auf 18,699 und die Zahl der Abschlachtungen auf 6594 Stück. Das laufende Jahr bringt uns aber noch eine rapidere Steigerung der Erkrankungs- u. Abschlachtungsziffern. Vom Neujahr bis zum 23. August wurden als neu verseucht erklärt 89,550 Stück u. abgeschlachtet 17,066 Stück Rindvieh. Die Zahl der Seuchenopfer beim Rindvieh beläuft sich demnach seit Neujahr 1918 auf total 112,302 erkrankte und 24,862 abgeschlachtete Tiere. Bei einem gesamten Rindviehbestand von 1,381,395 Tieren waren also verseucht 8,13 Prozent, und 1,8 Prozent wurden geschlachtet. Berechnet man den Schaden pro verseuchtes Tier durchschnittlich für den Bauer nur auf Fr. 300 bis 400 (Aufwand für Pflege und Behandlung der Tiere, Reinigung und Desinfektion, Schaden aus der Schlachtung und Ausfall an Milch), so ergibt sich eine Gesamtschadensumme von 33 bis 45 Millionen Franken.

An Kleinvieh erkrankten 1918 6675 Stück, wovon 1157 abgetan wurden. Im Jahre 1919 beträgt die Zahl der erkrankten und geschlachteten Tiere 3624 Stück. Im laufenden Jahr erkrankten nun schon 39,602 Tier, und 9292 St. wurden abgeschlachtet. Das Total für die drei Seuchenjahre beträgt somit 58,012 erkrankte und 14,063 abgeschlachtete Stück Kleinvieh. Prozentual erreichen die Schadenfälle beim Kleinvieh kaum die Hälfte derjenigen des Rindviehes, und auch die verlorenen Werte belaufen sich nicht auf so riesige Summen. Immerhin wird man kaum fehlgehen, wenn man den Schaden, den die Seuche unter unseren Kleinviehbeständen angerichtet hat, auf 3 bis 4 Millionen Franken berechnet.

Billig gerechnet ergibt sich mithin aus der bisherigen Verseuchung unserer Viehbestände ein Schaden von 40 bis 50 Millionen Franken. Und noch sind wir nicht am Ende. Die Seuche setzt ihren Siegeszug fort. Die eifrigste Bewachungstätigkeit vermag sie für eine Zeitlang aufzuhalten. Nicht selten aber tritt sie plötzlich hinter der Bewachungsfront auf und spottet dann aller Vorsichtsmaßregeln. Wenn nicht die kältere Jahreszeit und die Impfung zusammen es ermöglichen, der Seuche endlich Einhalt zu gebieten, so müssen noch riesige Werte verloren gehen.

Das letzte Seuchenbulletin meldet für die ganze Schweiz einen verseuchten Gesamtbestand von 6161 Ställen mit 72,244 Stück Rindvieh und 28,288 Schweinen. Völlig seuchefrei sind einzig die Kantone Uri, Zug, Basel, Schaffhausen und Genf.

—:—

Aus eigener Kraft.

Es interessiert wohl unsere Leser, zu vernehmen, daß der berühmte englische Staatsmann Lloyd George aus den allerbescheidensten Verhältnissen hervorging. Sein Vater, William George, war ein armer Schullehrer, der, nachdem er die kleinen Freuden und mannigfachen Leiden dieses Berufes durchgekostet hatte, ein kleines Bauerngut pachtete und bereits das Zeitliche segnete, als sein ältester Sohn David, der jetzige Ministerpräsident, kaum das zweite Lebensjahr erreicht hatte. Der bescheidene Haushalt wurde so jäh auseinandergerissen, und die Witwe wäre mit ihren zwei kleinen Kindern in bittere Not geraten, wenn sich nicht ihr Bruder, Richard Lloyd, der verwaisten Familie angenommen hätte. In Dankbarkeit für das viele Gute, das er seinem wackern Onkel zu verdanken hat, fügte daher der englische Ministerpräsident seinem Namen George den Namen seines Wohltäters Lloyd bei. Dieser Onkel von Lloyd George muß ein in seiner Art hervorragender Mann gewesen sein. Ihm ist es nicht zum geringsten Teil zu verdanken, daß sein Neffe es so weit gebracht hat. Er war Schuhmacher und gleichzeitig baptistischer Prediger in einem kleinen Dorfe in Wales, und er opferte sozusagen seinen letzten Sparpfennig, um die beiden Söhne seiner Schwester etwas Rechtes werden zu lassen. David Lloyd George kam zu einem Advokaten in die Lehre, wo er sich den Anwaltsberuf rein durch die Praxis aneignete. Höhere Schulen hat er nie besucht, da dazu die Mittel seiner Familie nicht ausreichten. Mit 19 Jahren war er bereits praktizierender Anwalt, und sofort machte er sich durch sein feuriges und unerschrockenes Auftreten einen Namen. Von da zum Parlamentsmitglied, zum Kabinettsminister, Schatzkanzler und Ministerpräsidenten und damit zum einflußreichsten Manne in Europa. Zu all dem hat er sich aufzuschwingen vermocht ohne einen guten Vetter oder Götti in höheren Kreisen zu haben, ohne auf das Alter und den Reichtum seiner Familie oder einen glänzenden Bildungsgang sich stützen zu können. Er hat sich

---

80

Feuilleton.

—:—

Die Märchenprinzessin.

Original-Roman von M. Hohenhofen.

(Schluß.)

„Und dennoch wissen Sie nicht das richtige," höhnte John Ronnefeld abermals obgleich er erkennen mußte, daß sein Spiel verloren war.

Sie täuschen sich!"

„Nein, ich werde verurteilt! Ich weiß, daß ich gegen die Anklage wehrlos bin. Aber — Richard Lankes habe ich nicht ermordet."

Für einen Augenblick herrschte Stille.

Dann aber lächelte Inspektor Thoms, der nun mit seiner ruhigen Stimme antwortete: „Sie irren doch! Sie sagen mir nichts neues, weil ich schon selbst weiß, daß John Ronnefeld nicht der Mörder des Richard Lankes ist."

Der Untersuchungsrichter fuhr wie elektrisiert in die Höhe.

„Wie, — was? Was sagen Sie da? John Ronnefeld nicht der Mörder, Sie behaupteten das doch? Wer soll es denn sein?"

Atemlos standen die Männer da, auch Direktor Ronnefeld riß die Augen weit auf.

Aber Inspektor Thoms fuhr ruhig fort: „Sie ließen mich nicht ausreden, Herr Untersuchungsrichter, — ich wollte sagen, es ist genau umgekehrt: Richard Lankes hat den John Ronnefeld ermordet, so ist es doch, Herr Lankes, nicht wahr?"

„Zum Henker, Herr, sind Sie des Teufels, Wie erkannten Sie das Geheimnis?" schrie der Angeredete.

Direktor Ronnefeld wischte den Schweiß von der Stirne; an ihn wandte sich nun Inspektor Thoms: „Sie haben nicht Ihren Neffen empfangen, sondern dessen Mörder Richard Lankes, der John Ronnefeld kennen gelernt, dessen Geschichte erfahren und dann hier die Rolle Ihres Neffen gespielt hat, weil er sich davon jedenfalls einen bedeutenden Gewinn versprach.

Wie hoch beläuft sich wohl die Summe, die er Ihnen abzunehmen gedachte, Herr Direktor?"

Direktor Ronnefeld konnte nicht antworten. Die Kehle war ihm zugeschnürt bei dem höhnischen Gelächter, in das sein vermeintlicher Neffe nun ausbrach.

„Nun, Herr Richard Lankes", sagte Thoms, „wollen Sie noch immer leugnen?"

„Was soll ich sagen, da Sie doch alleen wissen."

Als Richard Lankes, der sich mit vielem Geschick für John Ronnefeld ausgegeben hatte, in das Gefängnis eingeliefert war, fragte Untersuchungsrichter Hänisch den Inspektor: „Wie in aller Welt brachten Sie heraus, daß nicht Richard Lankes, sondern John Ronnefeld ermordet wurde? Das muß doch sehr rasch gekommen sein?"

„Als wir in die Villa eintraten, da ahnte ich es nicht. Aber als ich des vermeintlichen John Ronnefeld Stimme hörte, da stieg sofort die Vermutung in mir auf, und mit einem Schlage wurde mir klar, daß hier eine Mystifikation vorlag. Seine Sprache klang durchaus nicht fremländisch, und jene Kellnerin in der Weinkneipe hatte ganz bestimmt versichert, daß einer eine fremdländische Aussprache hatte.

So erriet ich den Zusammenhang. Seinen eigenen Bart hatte er abgeschnitten, um als ein anderer auftreten zu können, den Toten hat er allerdings auch rasiert, daß dieser nicht erkannt werden sollte, daß er in der Rolle des John Ronnefeld zu Geld zu kommen hoffte, beweist allein schon der Umstand, daß er sich bereits in aller Eile mit des reichen Direktors Tochter verlobt hat. Jedenfalls wäre er, wenn er das Geld bekommen haben würde, wieder verduftet. Wir aber kamen ihm zuvor."

* * *

24.

Fritz von Böhenm war freigelassen worden. Als er in das Amtszimmer des Untersuchungsrichters trat, war dieser bereits wieder fort, ohne etwas anderes zurückgelassen zu haben als den Freilassungsbefehl. Mehr aber konnte sich Fritz von Böheim in dieser Stunde nicht wünschen. Als er dann mit Ellen Ronnefeld das Gerichtsgebäude als ein freier Mann verließ, da griff er verstohlen nochmals an der aHnd des jungen Mädchens, drückte sie fest und innig; aber als Ellen ihn fragend ansah, da sagte er mit frohem eLuchten in den Augen: „Gerade wie im Märchen! Die Prinzessin selbst ist gekommen, um ihren Prinzen aus bösem Zauber zu befreien!"

Da huschte über Ellens Gesicht ein wehmütiges Lächeln: „Aber das Ende unseres Märchens ist sehr traurig. Ich muß dahin zurück, woher ich gekommen bin."

„Und ich gehe mit dir!"

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Du darfst nicht vergessen, daß ich eines andern Braut bin."

Für einen Augenblick war Fritz von Böheim bei dieser Erklärung doch erschrocken, aber dann antwortete er um so lebhafter: „Du liebst ja nicht jenen, sondern mich! Du wolltest dich doch nur für mich opfern. Doch dieses Opfer nehme ich nicht an, nie-